

Ralf Meister

Berliner Universitätsgottesdienste
„Wer von der Wohlfahrt lebt,
ist ohne Furcht aber auch ohne Hoffnung“ A.v.Tocqueville
St. Marien am 14. Juni 2009

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesus Christus,
Amen

Das Elend hatte einen Namen: „Arbeitshaus“. Es stand nicht weit von hier, liebe Gemeinde. Das Arbeitshaus von Berlin stand an der südöstlichen Seite des Paradeplatzes, des späteren Alexanderplatzes. 1758 für 1000 Personen errichtet, war dieses Haus das Depot der liederlichen sich umher treibenden Dirnen, der Bettler, der Siechen und Kranken, der Wahnsinnigen, der Obdachlosen, der Armen und Elenden. „Das große graue Haus“ – so schreibt ein Chronist im 19. Jahrhundert – „war Jahrzehnte hindurch Zufluchtshaus, Armenhaus, Siechenhaus, Korrektionshaus, Irrenanstalt, ein Haus des Elends in seiner weitesten Ausdehnung, wo alle Armut, Krankheit und Verbrechen, womit man nirgends anders hin wusste, wild durcheinander aufgehäuft wurde, um einige Zeit dort zu bleiben, um dann wieder von neuem auf die Straße geworfen zu werden.“¹

Egal welchen Alters, Standes, Geschlechts wurden Auffällige von den ‚Armenwächter‘ der Stadt aufgegriffen und beim ersten Mal für drei Monate, beim zweiten Mal für ein Jahr gefangen genommen. Nach dem dritten Mal mussten sie lebenslänglich bleiben, wenn sie nicht glaubhaft nachweisen konnten, sich in Freiheit selbstständig ernähren zu können. Ein heute unvorstellbarer Ort an dem Menschen entwertet und ausgegrenzt und ohne gerichtliche Verfahren der Freiheit beraubt wurden. Bis 1882 existierte dieses Arbeitshaus in Berlin am Alexanderplatz. Es wurde abgerissen, nicht weil es überflüssig war, sondern weil es in der Bevölkerungsexplosion jener Jahre viel zu klein geworden war. Vor allem aber wollte man ein solches Elendsquartier nicht mehr mitten in der Stadt haben. Längst hatte man in Rummelsburg ein größeres Arbeitshaus errichtet. So wie die Abwässer und Kriminellen, so wie den Abfall und die Kranken „entsorgte“ die Stadt diese Menschen vor ihren Toren.

Die Arbeitshäuser sind längst geschlossen. Die Sozialgesetzgebung verhinderte schlimmeres. Die Spaltung der Stadt in arm und reich aber ist geblieben. Ende des 18. Jahrhunderts, vermutet man, war etwa jeder zehnte Einwohner auf Unterstützung angewiesen. Heute sind es kaum weniger.

Es geht um Millionen von Ausgeschlossenen. Es geht um hundert Tausende von Kindern, die in Verhältnissen aufwachsen, wo es für keinen Zoobesuch reicht und keinen Musikunterricht. Nicht für Fußballverein oder Hertha BSC-Ticket. Berlin ist die Hauptstadt der Kinderarmut.

Papa ist schon lange arbeitslos, Mama verdient auch kein Geld. Mehr als ein Drittel der Berliner Kinder unter 15 Jahren sind arm dran, sie leben von Hartz IV! Dreimal mehr als in München. Für 150 000 Mädchen und Jungen ein Alltag ohne Taschengeld fürs Kino und mit Secondhand-Klamotten im Schrank. Hier im Bezirk Mitte sind es mehr als 21 000. Wer das sexy findet, ist zynisch. Der Umgang der politischen Elite mit der Spaltung unserer Stadt ist ein eigenes Armutszeugnis

„Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt und führe die Armen, Verkrüppelten, Blinden und Lahmen herein“ (Lk 14, 21b). Auf wie vielen Plätzen unserer Stadt treffen wir Menschen, die niemand mehr einlädt. Die am Rand des Alexanderplatzes von Abfalleimer zu Abfalleimer streifen auf der Suche nach Leergut, die am Ausgang vom

¹ Gustav Rasch, Berlin bei Nacht, Berlin 2007, 159f

Ostbahnhof sitzen, Tag um Tag, Stunde um Stunde und trinken und lärmern, die im Görlitzer Park campieren oder die Zeit totschlagen, die bettelnd durch die S-Bahn-Waggons ziehen oder vor den Kirchen sitzen und längst ohne Hoffnung sind, dass sich ihre Lage noch ändern könnte.

Die Armen unserer Tage müssen nicht hungern. Sie brauchen nicht in Arbeitshäusern Gewalt fürchten oder Freiheitsberaubung. Aber sie sind nicht weniger stigmatisiert. Es sind die Ausgeschlossenen des 21. Jahrhunderts. Obwohl sichtbar auf den Plätzen und Straßen, an den Wegen und Zäunen, sind sie genauso ausgeschlossen wie die Armen des 18. und 19. Jahrhunderts. Sie gehören nicht dazu. Sie können es sich nicht leisten, dazu zugehören. So schlimm es ist, dass sich diese Spaltung in reich und arm immer tiefer in unsere Gesellschaft hineinfrißt, noch schlimmer ist es, dass ganze Familien und Nachbarschaften aufwachsen und existieren, ohne in dieser Stadt eingeladen zu sein. Sie bleiben draußen vor der Tür obwohl sie mitten unter uns leben.

Wer arm ist oder arbeitslos, wer nichts hat, was ihm erlaubt mitzuspielen in dieser Stadtgesellschaft, der bleibt draußen. Die Mauern der Exklusion ziehen sich kreuz und quer durch Berlin. Manche sind sichtbar, viele unsichtbar. Und dahinter leben Menschen, die sich selbst nichts mehr wert sind. Der äußeren sozialen Ausgrenzung folgt die innere Selbstentwertung. Oft mit dramatischen Folgen. Hoffnungslosigkeit ist das wirksamste Gift, um einen Menschen innerlich zu töten. Es gibt ein Leben ohne Hoffnung. Und diese Wohnungen und Orte der Hoffnungslosigkeit sind die eigentlichen Elendsquartiere Berlins. Viele davon kann man im Sozialatlas finden, dunkelrot. Nicht alle. Denn es sind nicht nur Armutsgebiete, in denen Menschen keine Hoffnung haben. Manche haben so euphemistische Ortsbezeichnungen wie „Seniorenresidenz“ oder „Arbeitsagentur“. Allein durch soziale „Betreuung“ und Hartz IV lässt sich Hoffnung nicht gründen. Als ich bei der Stadtmission am Bahnhof Zoo vor einigen Wochen die Essensausgabe begleitete, erklärte man mir, das Wichtigste sei nicht das Essen, sondern die Möglichkeit zum Gespräch. Wer gesellschaftlich ausgegrenzt wird, verliert den Glauben an seine eigenen Möglichkeiten.

Wenn Jesus von den Menschen am Rand erzählt, die eingeladen werden zum großen Gastmahl, dann wusste er, wovon er redete. Bettelei war zurzeit Jesu weit verbreitet (Mk 10,46ff, Lk 14,16ff). Die meisten Kranken und Verrückten werden vom Betteln gelebt haben. Diese Bettler hofften, ähnlich wie die umherziehenden Propheten auf fremde Hilfe. Die Bettler auf menschliche Almosen, die Propheten, auf göttliches Eingreifen.

Jesu Bild von einer gerechten Gemeinschaft irritierte damals, wie heute. Die Grenzen zwischen drinnen und draußen, arm oder reich, gesund oder krank, Mann oder Frau ignoriert er souverän. Ohne Rücksicht auf die gesellschaftlichen Konventionen seiner Zeit, wendet er sich denen zu, die draußen sind. Dabei geht es nicht nur um Arme oder Kranke, sondern auch der reiche Zöllner, der geächtet wird, kommt in den Blick.

Vielleicht liegt in diesem Punkt der größte Unterschied zwischen dem, was Jesus mit seinem Gleichnis erzählt und unserer gespaltenen Stadt. Es geht Jesus nicht um das Arbeiten. Niemals fragt er danach, ob jemand arbeitet oder nicht. Es sind in seinem Gleichnis die ökonomischen Zwänge, die verhindern, der Einladung zu folgen. Erst müssen die neuen Ochsen geprüft und das gekaufte Land besehen werden, bevor Zeit ist, für das Reich Gottes. Menschen sind erfüllt von der Gier zu besitzen. Ochsen und Land faszinieren mehr, als die Verheißung auf ein anderes Leben.

Besitz und Arbeit sind für eine gerechte Teilhabe nebensächlich gewesen. Ob einer arbeitet oder nicht, sagt nichts über seine Bedeutung innerhalb der Gesellschaft aus. Stellen Sie sich vor, ein Hartz IV-Empfänger wäre gesellschaftlich genauso geachtet wie ein erfolgreicher Geschäftsmann. Für uns heute ein fast absurder Gedanke. Aber genau darum geht es. Diese jesuanische Haltung, dass sich der Wert eines Menschen nicht misst an seiner Arbeitskraft, bleibt bestimmend bis ins Mittelalter. Erst als die Arbeit – mit

seiner Arbeitskraft, bleibt bestimmend bis ins Mittelalter. Erst als die Arbeit – mit großer Unterstützung der Reformatoren - neu definiert wird, ist derjenige, der nicht arbeitet draußen. Die Arbeitshäuser in Europa setzten ab dem 16. Jahrhundert genau hier an. Müßiggang ist gottlos. In den Städten verlangten die wirtschaftlichen Entwicklungen Disziplin, Fleiß und Leistungsbereitschaft. Unter dem Druck der Ökonomie entsteht ein völlig anderes Bild des Armen, das bis heute prägend ist. Und nicht einmal jetzt in der Krise schaffen wir es, an diesem Bild Korrekturen vorzunehmen. Noch immer erscheint ein Missbrauchsfall der Sozialkassen durch Bedürftige ein schlimmeres Verbrechen zu sein, als die Verschleuderung von Milliarden durch skrupellose Bankmanager. Jede Verhältnismäßigkeit ist uns abhanden gekommen.

Die Reformatoren haben zu diesem neuen Verständnis der Arbeit und der Verurteilung der Faulheit beigetragen. Luther hatte dem weltlichen Beruf einen sittlichen Wert zugesprochen und ihn so zu einem Ausdruck göttlichen Willens bestimmt. Dass er dabei nicht nur die bezahlte Berufsarbeit im Blick hatte, ist längst verloren gegangen. Arbeit bewahrt vor Müßiggang und Laster, dämpft den Mutwillen und erzieht zum Gehorsam. In diesem Geiste konnten die Arbeitshäuser entstehen, in diesem Geiste werden heute Hartz IV-Empfänger verachtet. Arme haben eben selber schuld. Sie gehören nicht mehr dazu.

Unglaublich, wie konsequent diese Haltung im Gleichnis des großen Gastmahles umgedreht wird: Die draußen sind, gehören an den Tisch! Und nicht nur das, das Gleichnis hat eine scharfe Pointe. Am Ende ruft der Gastgeber im Zorn aus: „Keiner von denen, die zuerst eingeladen waren, wird an meinem Tisch sitzen“. Exklusion - einmal anders herum.

Wer mir **nicht** nachfolgt, wird draußen bleiben. Könnte es sein, dass all jene, die nichts haben, Gott näher sind, als wir? Es ist gewiss, dass die Armen in ihrer Gottesnähe für unsere Gemeinschaft eine Herausforderung für unseren Glauben bleiben. Eine Herausforderung auch für unsere Glaubwürdigkeit. Könnte es sein, dass die Marienkirche, gefüllt mit Stadtbürgern im 18. Jahrhundert ein exklusiver Kreis war, der sich einfand zum Gebet, und Gott wohnte derweil im Arbeitshaus unter den Krüppeln und Verrückten, den Bettlern und Dirnen, ein paar Steinwürfe weiter?

„Das geht aber nun zu weit“, lieber Prediger!

Vielleicht.

„Glücklich, wer in Gottes Reich an der Speisetafel sitzen darf“, hatte einer von Jesu Tischgenossen ausgerufen (Lk 14, 15)

Wir wissen nicht, wer die Glücklichen sein werden. Und hoffen, wir gehören dazu. Sicher sind wir niemals. Deshalb lasst uns jedem in dieser Welt so begegnen, als ob er dereinst unser Tischnachbar sein wird.

Amen